

Einleitung

Jennifer Konrad und Matthias Müller

Das Credo des „lebenslangen Lernens“ ist in den letzten Jahren zu einer wichtigen (bildungs-)politischen Forderung in den hochentwickelten Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften erhoben worden. Doch auch ohne die gegenwärtige gesellschaftliche Forderung eines permanenten Überprüfens und Aktualisierens des individuellen (Aus-)Bildungsstandes gehört das lebenslange Lernen und Erwerben von Wissen und Kompetenzen zu den anthropologischen Konstitutiven des Menschen. Von daher ist es durchaus erstaunlich, dass den Orten des Lernens und ihren räumlichen wie architektonischen Bedingungen in der Gesellschaft eine verhältnismäßig geringe Aufmerksamkeit geschenkt wird. Dabei werden von den ersten Jahren im Kindergarten, über die Grund-, Mittel- und letztlich Hochschule oder Berufsakademien ganz verschiedene und sehr spezifische Lernorte benötigt, genauso wie für handwerkliche Ausbildungsstätten, Unternehmen, Kliniken und Labore. An diese Orte und Räume werden hinsichtlich der Raumorganisation, Ausstattung und der architektonischen Gestaltung besondere Anforderungen gestellt, für die entsprechend spezialisierte Architektur- und Planungsbüros geeignete Konzepte entwickeln können, wenn sie hierfür den Auftrag erhalten.

Denn trotz des vorhandenen Spezialwissens ist es bis heute vor allem bei öffentlich finanzierten Lernorten wie Schulen und Hochschulen keineswegs selbstverständlich, dass der Wissenserwerb durch eine passende, anspruchsvolle Architektur gefördert und stimuliert wird. Lernorte können aber nur dann eine stimulierende Wirkung entfalten und zur Kreativität anregen, wenn sie zu

regelrechten ‚Wissensräumen‘ ausgestaltet und speziell auf die Anforderungen und Bedürfnisse des Lernens, Lehrens und Forschens zugeschnitten werden. Dann kann die Architektur der Lernorte, auch als wichtiger Teil unserer gebauten Umwelt, eine doppelte Rolle einnehmen: Auf der einen Seite, in Form von konkreten Bauwerken, stellt Architektur das benötigte Raumprogramm bereit und schafft die erwünschte Raumatmosphäre und repräsentative Außenwirkung; als metaphorischer Überbegriff kann sie auf der anderen Seite die Strukturen der Wissensaneignung selbst beschreiben und so ein Denk- und Begriffsmodell für die Sichtbarmachung komplexer Wissensthematiken und ihrer Beziehungen und Vernetzungen liefern. Die Erstellung von Wissensbäumen oder Mind-Maps zeugen davon, wie die Organisation von geistig-intellektuellen Aspekten einer architektonischen Logik folgen. So sprechen wir auch über Wissen als Architektur und mithilfe architektonischer Vokabeln: die Säulen des Wissens, das Wissensfundament, das Denkgebäude und die Erkenntnisstruktur. Diese Architektur des Wissens, Denkens, Erkennens formt darüber hinaus die realen Räume. Gebaute Architektur stellt somit die physische Grundbedingung dar, geistige Architektur zu formen – und umgekehrt. Dies beweist auch die stetige Entwicklung bzw. Weiterentwicklung von Formensprachen und Gestaltungsspielräumen, die wiederum die jeweils aktuellen Stilströmungen oder -moden prägen. Sie spiegeln wiederum die Werte, Bestrebungen und Ideale einer Gesellschaft – ihre ‚Denkgebäude‘ – in den jeweiligen Epochen wider, die sich – kulturgeschichtlich gesehen – letztlich ebenso aus der

Wissensaneignung herausbilden. Auf diese Weise können die Bauwerke von Lernorten und Ausbildungsstätten durch ihre spezifisch gestaltete Architektur zu Zeitzeugen der geistigen Errungenschaften und Leitideen einer ganzen Epoche werden.

Ein Campus – angelegt im Sinne einer städtebaulich eigenständigen Wissenschaftsstadt – entwickelt aufgrund seiner topografischen und baulichen Geschlossenheit sogar ein regelrechtes Konglomerat von Lernorten und Wissensräumen. Die Campusbauten, die der Verwaltung, Lehre und Forschung dienen und diese miteinander verbinden müssen, aber auch die öffentlichen Plätze oder Orte des sozialen Austauschs wie Mensen und Studentenwohnheime, bieten eine Vielfalt an Architektur und Infrastruktur – speziell geschaffen für das universitäre Leben und Arbeiten. Egal ob als bauliche Einheit und aus einem Entwurf heraus gebaut oder in mehreren, unterschiedlichen Bauphasen entwickelt: Ein Campus kondensiert die Idee der Universität und repräsentiert ihre Leitbilder in geradezu paradigmatischer Form.

Dies gilt auch für den Campus der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, die am 15. Mai 1946 eröffnet wurde, nachdem die bereits 1477 gegründete Mainzer Universität unter Napoleon geschlossen worden war. Im Jahr 2021 blickt die JGU somit auf ihre 75-jährige Geschichte der Wiedergründung und Entwicklung hin zu einer der größten und wichtigsten Universitäten in der Bundesrepublik Deutschland zurück. Sie ist zugleich eine der ersten deutschen Campusuniversitäten, die fast alle Institute an einem Ort vereint. Die von den 1950er-Jahren bis 2021 errichteten Bauwerke fügen sich daher zu einer ausgesprochen komplexen und durchaus heterogenen Wissenschaftsstadt zusammen. Deren Architektur weist eine hohe Vielfalt an Stilen und Konzepten auf, die auf dem Campus immer wieder in einen teilweise bewusst inszenierten Dialog gestellt werden und dabei zugleich die nachkriegsmoderne Architekturgeschichte reflektieren, mit der die JGU ihren Anfang nahm, sieht man einmal ab von der Flakkaserne aus den 1930er-Jahren, die den baulichen Nukleus des Campus bildet. Der Ausstellungskatalog anlässlich des 75. Jubiläums zeigt die Entwicklung des Campus der Johannes Gutenberg-Universität und mit ihr die Leucht-

türme architektonischer Konzepte und Leitideen. Beginnend mit der größten baulichen Entwicklung in den 1960er-Jahren, formte sich der Campus zu einem zusammenhängenden, quartierbildenden Areal mit einem facettenreichen Bauprogramm, das auch den internationalen Architekturdiskurs widerspiegelt. Bei markanten Einzelbauten des Gutenberg-Campus lassen sich interessante Verbindungen zur Weltarchitektur von u. a. Ludwig Mies van der Rohe, Le Corbusier oder Robert Venturi herstellen. Dass drei dieser Bauwerke mittlerweile unter Denkmalschutz gestellt und in die Liste der besonders schützenswerten Bauten des Landes Rheinland-Pfalz aufgenommen wurden, belegt die grundsätzlich hohe Qualität der Mainzer Campusarchitektur. Der Gutenberg-Campus wird so zur Visitenkarte der Universität und ihres Selbstverständnisses als nationale wie internationale Forschungs- und Lehrereinrichtung, selbst wenn gegenwärtig die baulichen Vorbereitungen für die Neugestaltung eines zentralen Bereichs des Campus zu Lücken im Gesamterscheinungsbild geführt haben, die hoffentlich bald wieder geschlossen sein werden.

Der vorliegende Ausstellungskatalog beleuchtet die Mainzer Campusarchitektur in ihren verschiedenen Aspekten und Kontexten und würdigt die besondere Qualität einzelner Bauten. Zunächst in einer ehemaligen Flakkaserne etwas außerhalb des Stadtkerns gegründet, erlebte die JGU ihre erste große Baukampagne vor allem während der Zeit der 1960er- und 1970er-Jahre, die zugleich die Zeit der sogenannten Nachkriegsmoderne in der Architektur umfassen. Das Wachstum der Universität und der allgemeine Bauboom der 1960er-Jahre übten ihre Wirkkraft aus, sodass 1961 ein umfangreiches Bauprogramm entwickelt wurde, dessen Gebäude bemerkenswerte inhaltliche und gestalterische Konzepte aufweisen. Die nachkriegsmoderne Architektur prägt somit nicht nur zeitlich, sondern auch quantitativ und qualitativ bis heute einen wesentlichen Teil des Campus und schafft damit zugleich die Rahmenbedingungen für die nachfolgende jüngere Campusarchitektur – und zwar bis heute. Dies gilt übrigens nicht nur für die Mainzer Universität, sondern für die deutsche Universitätsarchitektur grundsätzlich! Denn ohne die visionären Raum- und Baukonzepte dieser Zeit hätte sich die zeitgenössische Hochschularchitektur nicht herausbilden können. Selbst

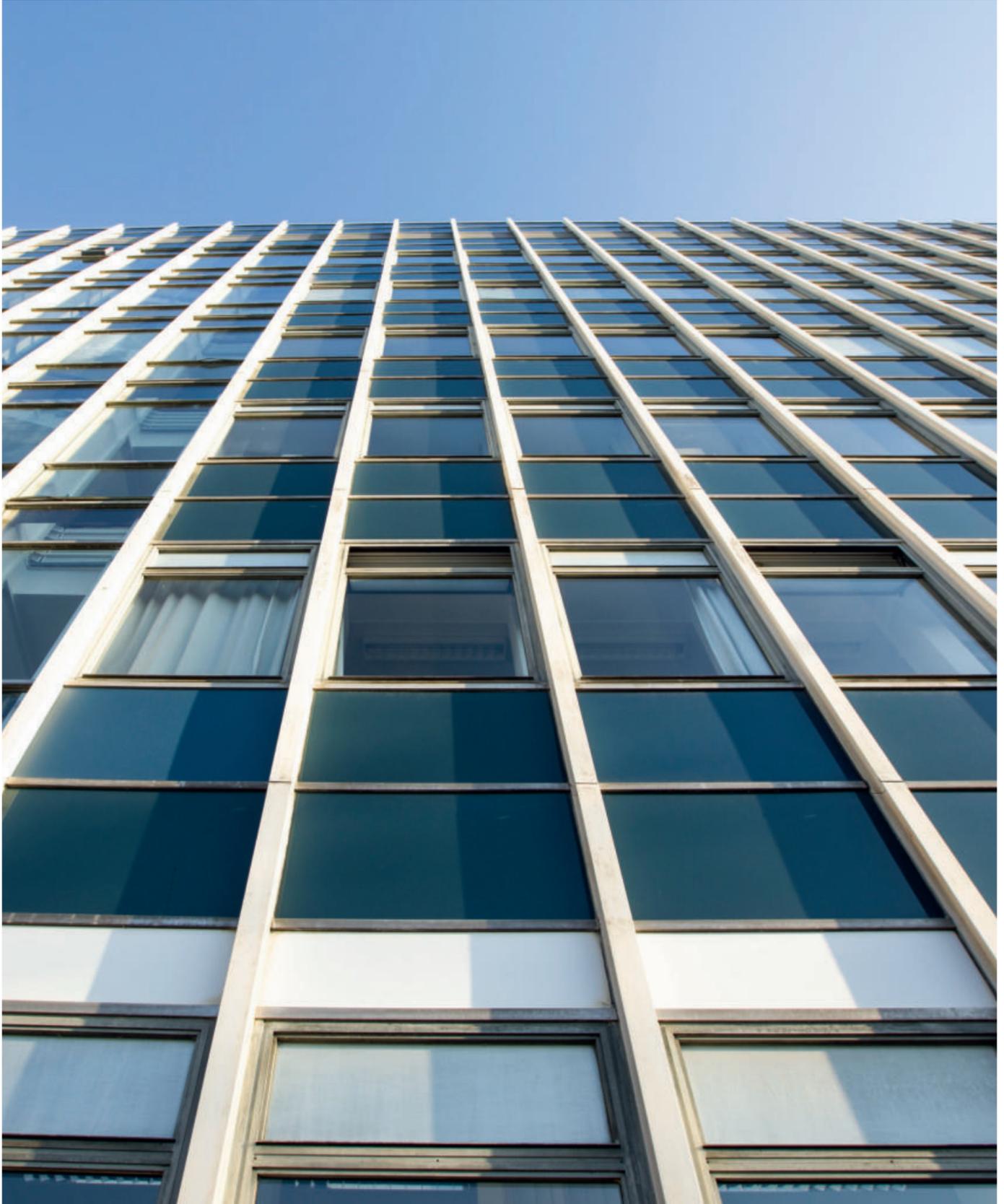


Abb. 5: JGU, Hauptgebäude der Naturwissenschaftlichen Fakultät, Detail der Außenfassade mit den Doppel-T-Trägern.



Abb. 6: Außenansicht des New Yorker Seagram-Building (Architekt: Mies van der Rohe).



Abb. 7: JGU, Hörsaalgebäude („Muschel“) der Naturwissenschaftlichen Fakultät, Blick in das Foyer mit Zugang zu den Hörsälen und Wandreliefs.

tur Leonards‘ somit weniger Frankreich als vielmehr die USA in den Fokus, was übrigens auch für das zugehörige, ebenfalls denkmalgeschützte Hörsaalgebäude, die sogenannte Muschel, gilt.

Flugzeugtragflächen, Muschelschalen und die „schwangere Auster“ als Vorbild: das Hörsaalgebäude („Muschel“) der Naturwissenschaftlichen Fakultät

Auch dieses von 1967 bis 1969 errichtete Gebäude (vgl. Abb. 1), das bis hin zu seiner Innengestaltung mit der raffinierten, zentralen Treppenanlage und den künstlerischen Wandreliefs nahezu originalgetreu erhalten geblieben ist (Abb. 7), wurde von Leonards entworfen und zwar zeitgleich mit dem Hauptgebäude der Naturwissenschaftlichen Fakultät, auf dessen Haupteingang es von seiner Lage her ausgerichtet wurde.⁸

Doch die Formensprache ist erstaunlicherweise eine ganz andere und folgt auch anderen großen Vorbildern der modernen Architektur. So zitiert die ausgesprochen

schwungvolle, muschelartig gewölbte Dachkonstruktion – eine Betonschale mit der beeindruckenden Spannweite von 55,70 m – zunächst grundlegend das Dach der schon damals legendären, von Le Corbusier entworfenen Wallfahrtskapelle von Ronchamp (1955) (Abb. 8).

Dieses Dach hatte Le Corbusier konstruktiv ganz bewusst Flugzeugtragflächen und in der geschwungenen Form einer Muschel nachgebildet und damit – ähnlich wie Mies van der Rohe – eine hochmoderne technische Konstruktion zusammen mit dem Verweis auf ihre konstruktiven Vorläufer in der Natur (Muschelschale) zu einer bildhaften und zugleich vorbildhaften Form für die Moderne erhoben.⁹ Die Gesamtform des Hörsaalgebäudes – besonders mit den parabelförmig kurvierten, äußerst dynamischen Dachbögen, die ursprünglich als Gestaltungselement die roh belassenen Abdrücke der Betonschalung vorzeigten¹⁰ und in einer eleganten Linie direkt bis in den Boden verlaufen, um an ihren Enden kaskadenartige Ablaufkanäle für das Regenwasser auszubilden – aber verweist nach Berlin und Hamburg. In Berlin entstand im Auftrag der amerikanischen Regierung 1956/57 die Kongresshalle („Schwangere Aus-



Abb. 8: Außenansicht der Wallfahrtskapelle von Ronchamp (Architekt: Le Corbusier).



Abb. 9: Außenansicht der Berliner Kongresshalle („Schwangere Auster“) (Architekt: Hugh Stubbins).



Abb. 16: JGU, Georg-Forster-Gebäude, Hauptansicht vom Jakob-Welder-Weg (Architekten: Kühnl + Schmidt Architekten AG).



Abb. 17: JGU, Georg-Forster-Gebäude, Hauptfassade (= Südfassade) (Architekten: Kühnl + Schmidt Architekten AG).



Abb. 18: Villa Savoye, Poissy, Frankreich (Architekt: Le Corbusier).

Beim Philosophicum, das die Universitätsbauleitung unter Lothar Leonards selbst entwarf, wurde eine rechtwinklige Drei-Flügelanlage um einen zentralen Innenhof gebildet (Abb. 15).

In seinem baulichen Ausmaß dominiert der nördliche Gebäudetrakt, der auf vier Geschossen sowohl die Fachbereiche und deren Bibliotheken als auch die Seminarräume beherbergt. Innerhalb des Hauptgebäudes wird die Idee des geschlossenen Hofes in Form von drei Atrien, die das Gebäude intern strukturieren, wieder aufgenommen (der mittlere Innenhof wurde inzwischen durch die neue Bereichsbibliothek überbaut und damit der Raumeindruck nachteilig verändert). Parallel zum Hauptgebäude befindet sich der zweigeschossige Hörsaaltrakt mit seinen charakteristisch nach außen, zum Jakob-Welder-Weg vortretenden, ziegelverkleideten Raumkuben (vgl. Abb. 14).

Auf die Architektur des Philosophicums reagiert das 2013 fertiggestellte Georg-Forster-Gebäude als neues Institutsgebäude der Sozialwissenschaften von Kühnl + Schmidt Architekten AG (Karlsruhe und München). Das fünfgeschossige, mit dunklem Ziegelmauerwerk verklei-

dete Hauptgebäude nimmt in seiner Gesamtstruktur die Atriumform des Philosophicums wieder auf und ergänzt diese durch einen vorgelagerten niedrigeren U-förmigen Baukörper in Richtung Jakob-Welder-Weg. Auffällig ist die Südfassade des Hauptgebäudes, die sich in einer riesigen, mit einem „Wissensbaum“ und über 500 Zitaten bedruckten Glaswand (Abb. 17) öffnet.²⁷ Die Zitate erinnern nicht nur an deren Verfasser (Dichter, Philosophen, Soziologen, etc.), sie dienen dem Gebäudeinneren auch als Sonnenschutz.

Die beim Georg-Forster-Gebäude erkennbare Rezeption sowohl des auf Stützen stehenden Baukörpers, der dadurch unter sich Plätze und Freiräume ausbildet, als auch der länglichen Fensterbänder ist nicht nur ein bewusster Rückgriff auf Le Corbusier (vgl. dessen Villa Savoye, Abb. 18), sondern ebenso eine bewusste Reminiszenz an das aus dem Geist Le Corbusiers und Mies van der Rohes entworfene 50 Jahre ältere Philosophicum. Der Neubau der Sozialwissenschaften bekennt sich damit ganz bewusst zu seinem ‚Mutterbau‘, transformiert dabei aber dessen klassisch-modernen Habitus in eine Gegenwart, die neben den Leitsätzen der Mo-